

Forschung & Lehre

Andreas Speer

Von der Freiheit des Alters

01 | Januar 2010

Das Altern des Menschen wird heute häufig primär unter demographischen, ökonomischen oder biologischen Aspekten betrachtet. Die Leitfrage scheint dabei zu sein, wie das Altern biologisch und psychologisch weiter „hinausgeschoben“ werden kann. Dabei ist eine andere, die Kulturen über einen langen Zeitraum prägende Sicht des Alters, die dieses nicht als Defekt, sondern als Erfüllung sieht, weithin abhanden gekommen. Eine Erinnerung.

„Kürzlich sagte ich dir, ich befände mich im Angesicht des Alters. Jetzt, fürchte ich, bin ich schon darüber hinaus. Ein anderes Wort passt nun schon für diese Jahre, wenigstens für diesen meinen körperlichen Zustand; denn unter Alter versteht man eine Zeit der ermüdeten, nicht der gebrochenen Lebenskraft. Zähle mich zu den Altersschwachen, die das äußerste Ende berühren. Gleichwohl darf ich es wagen, mir vor dir Glück zu wünschen: Mein Geist fühlt sich frei von der Unbill des Alters, mit der mein Körper zu ringen hat. Nur meine Schwächen und die Werkzeuge meiner Schwächen sind alt geworden. Mein Geist ist frisch und freut sich, dass er nicht mehr viel mit dem Körper zu schaffen hat. Er hat sich eines großen Teils seiner Bürde entledigt. Er frohlockt und beginnt mit mir ein Streitgespräch über das Alter: Das, sagt er, sei seine Blütezeit. Glauben wir ihm; gönnen wir ihm den Genuss seines Glückes.“

»Das degenerative Modell von Altern ist zum Paradigma geworden.«

Dieser Text über das Alter ist selbst alt – gefühlt und auch in Wahrheit. Er stammt aus der Feder Senecas, einem der großen römischen Philosophen aus dem ersten Jahrhundert nach Christus. Senecas Reflexionen über das Alter in einem seiner Briefe an Lucilius (Epistulae morales XXVI) mag dem heutigen Leser wahrscheinlich anachronistisch erscheinen, wenn er zugleich von den Erfolgen der Alternforschung liest, die inzwischen vollends von der Philosophie hin zur Zellbiologie und zur Sozialpsychologie abgewandert zu sein scheint.

Aus der Sicht der Zellbiologie stellt sich Altern als ein degenerativer Prozess dar, der schließlich zum Absterben der Zelle führt. Soweit würde Seneca sicherlich zustimmen. Jedoch ist dieses degenerative Modell von Altern weit über die Zellbiologie hinaus zum Paradigma geworden: Altern erscheint – körperlich wie geistig – als Verfall, dem man mit allen Mitteln entgegenzuwirken habe. Folgerichtig bestimmt nicht das Alter, sondern die Jugend das gesellschaftliche Leitbild, obwohl doch demographisch die Entwicklung in die Gegenrichtung weist.

Man würde sicherlich zu kurz springen, wenn man Senecas Auffassung vom Alter lediglich mit den Lebensumständen erklärte, die aufgrund der beschränkten medizinischen Möglichkeiten keine andere Wahl gelassen hätten, als sich mit den Folgen körperlichen Verfalls zu arrangieren und eine Ethik zu entwerfen, die diesen

Lebensumständen Rechnung trägt. Doch eben das trifft bei genauerem Hinsehen auf Senecas Brief nicht zu. Die dortigen Überlegungen greifen tiefer.

Kehren wir zurück zu dem Streitgespräch, das der Geist mit dem Autor Seneca über das Alter beginnt. Es enthält nämlich zahlreiche Argumente, die unseren heutigen Intuitionen vielfach entgegenstehen: etwa, dass das Verlassen der körperlichen Kräfte als Chance für die Erweiterung des Geistes angesehen werden kann, der sich nun besser auf das Wesentliche zu konzentrieren vermag; dass dem bewussten und langsamen „Dahinschwinden“ der Vorzug einzuräumen sei vor dem plötzlichen Ende; und dass es schließlich „eine großartige Sache ist, den Tod zu lernen“, ja, dass man man beständig an den Tod denken müsse. „Wer das sagt“, so schließt Seneca seinen Brief, „fordert zugleich dazu auf, an die Freiheit zu denken. Denn wer zu sterben gelernt hat, hat verlernt, Sklave zu sein“.

Damit zitiert Seneca eine der ältesten Definitionen der Philosophie. Eine Frage philosophisch betrachten, heißt sie ein Stück weit der wissenschaftlichen Expertenkultur zu entziehen. Bekanntlich steht am Anfang der Philosophie eine Expertenkritik durch Sokrates, die aus ihrer bereichsbezogenen Kompetenz den Anspruch ableiten, „auch im übrigen ganz ungeheuer weise zu sein“ (Apologie 22e). Auch die weitgehendste Aufklärung der Zusammenhänge zellulärer Alterungsprozesse wird uns nicht unsterblich machen, wird uns nicht von der Notwendigkeit entbinden, uns mit dem Alter, welches „das äußerste Ende berührt“, zu befassen. Philosophische Fragen sind nicht lösbar in dem gleichen Sinn, wie wir bestimmte Probleme wissenschaftlich oder alltagspraktisch lösen können. Sie fordern uns wie die Frage des Alters existentiell und ethisch heraus, indem und sofern wir uns zu ihnen verhalten müssen. Folgerichtig hat Seneca über das Alter auch in seinen „Briefen über Ethik“ nachgedacht. Seine Antworten delegieren die Gestaltung des Alters nicht an eine Instanz des Enhancements mit der kaum verhüllten Erwartung, mit den biologischen Alternsprozessen die Probleme des Alterns überhaupt lösen zu können.

In der Konzentration darauf, das Altern biologisch und auch psychologisch immer weiter hinauszuschieben, ist uns eine andere, die Kulturen über einen langen Zeitraum prägende Sicht des Alters, die dieses nicht als Defekt, sondern als Erfüllung, ja als eigentliche Fülle des Lebens begreift, weithin abhanden gekommen. Anders dagegen bei Cicero, der in seiner Schrift über das Alter den alten Cato zum Gewährsmann macht und ihn das Leitbild eines tätigen Alters entwerfen läßt: Die „tüchtigsten Waffen des Alters“ seien die Wissenschaften und die praktische Übung in der Tugend. „Diese Übungen tragen, in jedem Alter gepflegt, wenn man viel und lange gelebt hat, herrliche Früchte, und zwar nicht nur aus dem Grund, dass sie uns nie, selbst nicht in der letzten Zeit des Lebens verlassen – und dies allein ist schon ein sehr großer Gewinn –, sondern auch deswegen, weil das Bewusstsein eines schon vollbrachten Lebens durch die Erinnerung an viele Handlungen höchst erfreulich ist“ (Cato Maior III,9). So führt das Alter in den Worten Ciceros das Leben wie ein Schauspiel zum Schluss (XXIII,85). Und während jedes Lebensalter seine bestimmte Grenze hat, so gilt dies vom Alter nicht; man lebt in ihm so lange glücklich, als man seinen Aufgaben und Tätigkeiten noch nachgehen kann, ohne dabei Furcht vor dem Tod zu haben (XX,72). Je weiser aber ein Mensch ist, eine desto größere Ruhe beweist er im Sterben (XXIII,83).

»Die Freiheit des Menschen besteht darin, das eigene Leben zuende zu denken.«

Dass die Freiheit eines Menschen vor allem darin besteht, das eigene Leben zuende denken und es vom Ende her verstehen zu können, ist eine philosophische Einsicht, die anachronistisch bestenfalls im Sinne einer produktiven Widerständigkeit des Unzeitgemäßen ist, das in den Worten Nietzsches am Ende seiner zweiten „Unzeitgemäßen Betrachtung“ als „rückwirkende Kraft“ das künftige Denken bestimmt. Die philosophischen Fragen und Antworten der „Alten“ lenken die Aufmerksamkeit auf die anthropologischen Fragen und Menschenbilder, die auch den Wissenschaften zugrunde liegen. Seneca und Cicero stehen stellvertretend für eine lange Tradition, die auch das Altern von der möglichst umfassenden Realisierung der dem Menschen zumeist eigentümlichen Tätigkeit her begreift: Das ist die Vernunfttätigkeit. Diese Leitvorstellung beweist ungeachtet postulierter Diskontinuitäten auch heute noch ihre Attraktivität und Gültigkeit, indem sie sich gerade in pragmatischer Hinsicht als eine tragfähige Leitidee einer Alterskultur vieler Orten bewährt: als eine integrative und vom Wechsel der gesellschaftlichen Leitbilder in einem hohen Maße unabhängige Idee eines sinnerfüllten Lebens.

Copyright © 2008 Forschung und Lehre. All rights reserved.